

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

POLITIK

Die Kunst des Anything goes

AMERIKA VOR DER WAHL In der amerikanischen Politik spielen Inhalte nur eine Nebenrolle /
Josef Joffe

Gore is a Bore Weil Al Gore dermaßen langweilig ist, dass ihm das selber peinlich vorkommt, könnte Bush jr. am Ende die Wahlen gar gewinnen.

Los Angeles

Die Schlachtordnung steht, der Kampf um Amerika, der wichtigste Wahlkampf der Welt, hat begonnen. Und der Sieger heißt ...? Vergessen wir, dass Al Gore nach dem Demokraten-Parteitag in Los Angeles den berühmten convention bounce kassiert hat, den Umfragen-Aufschwung, der jedem Gesalbten kurz nach dem Konvent zuteil wird. 48 Prozent wollen jetzt ihn, nur 42 Prozent George W. Bush wählen? Als "Double-U", wie sie alle Bush junior nennen, Anfang August in Philadelphia von den Republikanern gekrönt wurde, lag er mit 13 Punkten vorn. Es bedeutet nichts, noch nicht.

Erst nach dem Labor Day, dem amerikanischen Arbeiter-Feiertag am 4. September, der den Sommer offiziell beendet, beginnt der Aussagewert der Umfragen zu steigen. Und selbst dann gilt das alte amerikanische Wort: "24 Stunden sind eine lange Zeit in der Politik." Umso mehr in diesem Wahlkampf, der den Berichterstatte Goethe schwärmen ließe: "Amerika, du hast es besser als je zuvor." Warum sollen sie den einen wählen, den anderen abwählen, wenn das Land so sonnenbeglänzt dasteht wie heute?

Eine strategische Bedrohung ist

nicht einmal am Horizont auszumachen. Russland ist ausgezählt, China muss als Herausforderer noch lange trainieren. Die Wirtschaft? Sie boomt endlos, so als hätten die Amerikaner unter Clinton und Greenspan, Alchemisten gleich, den Konjunkturzyklus zusammen mit der Inflation abgeschafft. Arbeitslosigkeit? Weg - die niedrigste seit vierzig Jahren. Haushaltseinkommen? Sie steigen, und sogar schneller bei den Schwarzen als bei den Weißen. Steuern? Die Last der Ärmeren ist geschmolzen, die der Reichen gewachsen. Das klaffende Haushaltsdefizit der letzten vier Jahrzehnte ist einem fetten Überschuss gewichen. Und die Pathologien der Gesellschaft, vorweg die Kriminalität? Auf dem niedrigsten Stand seit einem Vierteljahrhundert.

"Are you better off than you were four years ago?" Mit dieser höhnischen Frage an das Wahlvolk - sie wurde zum Leitmotiv seiner Kampagne - hatte Ronald Reagan 1982 den glücklosen Jimmy Carter wie ein Frettchen verfolgt, bis zu dessen Debakel im November. Während seiner Abschiedsrede im Staples Convention Center zu Los Angeles hat Bill Clinton Reagans rhetorische Figur aus dem Archiv geholt und unter dem Jubel der 5000 Delegierten aufpoliert: "Geht es uns besser als vor acht Jahren?" Brüllender Applaus. "Und wie! Und wie! Jawohl! Jawohl!" Und dann schob der Nochpräsident nach: "Aber - nicht nur geht es uns

besser, auch unser Land ist ein besseres geworden." Aus dem Oval der Arena, dem Meer der Plakate, brüllte es tausendfach zurück: "Bill Clinton! Bill Clinton! Bill Clinton!"

Würde dieser gewiefteste Charismatiker seit Ronald Reagan und John F. Kennedy heute zum dritten Mal antreten, wäre ihm der Sieg am 7. November gewiss. Aber er darf es nicht; so will es der 22. Zusatzartikel der Verfassung. Warum dann nicht sein Vizepräsident Al Gore, der sich seit acht Jahren darauf vorbereitet, aus dem Schatten von Bill dem Großen hervorzutreten?

Eigentlich müsste es so einfach für Gore sein wie Rad fahren mit Stützrädern. Zu den festeren Erkenntnissen der Politikwissenschaft gehört die Einsicht, dass Politiker nicht gewählt, sondern abgewählt werden. Das heißt: Geht es dem Wähler, zumal seiner Geldbörse, gut, dann geht es den Herrschenden noch besser; sie bleiben im Amt. Fühlen sich die Wähler von ihren Führern verlassen, strafen sie ab - jedenfalls, wenn es eine präsentable Alternative gibt. Also darf Al der Erbe frohgemut in die Zukunft blicken? Nein, ganz gleich, was die Umfragen von heute ihm bescheiden.

Sein Problem ist nicht die Wirtschaft (glänzend), nicht der Frieden (stabil), nicht Amerikas Stellung in der Welt (als unangefochtene Nr. 1). Jimmy Carter hatte 1982 verloren,

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

weil ihm eine kränkelnde Wirtschaft, dazu die Erniedrigung durch eine Mindermacht wie Iran in die Tiefe zog. George Bush der Ältere wurde 1992 abserviert, weil er - Golfkrieg-Sieger hin oder her - die Nation in eine Rezession geführt hatte. Das sind alles nicht die Handicaps des Al Gore. Gores Problem heißt erstens Gore und zweitens Bush.

Vergleichen wir Gore, den braven Schattenmann, den Klassenbesten-als-Großvater, mit dem Karajan des Charismas namens Bill Clinton. Der hat in Los Angeles noch einmal gezeigt, wie es funktioniert, wie ein Politiker eine Masse in die Hand nehmen, sie streicheln, kneten und formen kann. Jeder Satz perfekt gezielt, jede Geste, jedes Lächeln das richtige Signal für die willige, ja sich wohligh unterwerfende Menge. Und dann, drei Tage später, Gore mit der ungelenken Körpersprache und der monoton auf- und abschwingenden Stimme. Er redet los, und die 5000 heben an, pflichtgemäß zu klatschen. Verwirrt blickt er auf - und redet weiter, just als wolle er den Jubel abwürgen. Sie nennen ihn denn auch "Al Bore", Al den Langweiler.

Schlimmer: Er gibt es selber zu, dass ihm nicht wohl ist in seiner Haut, wie er da steht, vor 5000 Delegierten, 15 000 Journalisten und Gästen, der ganzen Nation. "Ich kenne meine eigenen Schwächen, ich weiß sehr wohl, dass ich nicht immer der aufregendste Politiker bin." Einer, der seine Makel in Kapital umwerten will? Das bringt Sympathie, nicht unbedingt Sieg. Denken wir an Helmut Kohl. Der hatte lauter nette Menschen als Wahlkampf-Gegner: Johannes Rau, Hans-Jochen Vogel, Rudolf Scharping. Geschlagen hat er sie alle - mit jener unerschütterlichen Gewissheit der eigenen Überlegenheit, die ihm in seiner

Glanzzeit aus jedem Pfund Lebendgewicht quoll. Gore ist der Mann des guten Willens, des zähen Fleißes, der ihn mal zum Strategie-, mal zum Ökologie-Experten gemacht hat. Aber Charisma oder auch nur selbstsichere Gelassenheit? Die lassen sich nicht lernen, allenfalls nur simulieren.

Das Persönliche ist nicht das Politische, gewiss. Aber in der Politik, genauer: der Wahlkampfstrategie, hat der Erbe ebenfalls ein Problem. Zumindest ist er von jenem Pfad abgewichen, der seinen Nochchef Clinton zweimal, 1992 und 1996, zum Sieg geführt hat. Clinton war der erste postmoderne Präsident, der Artist des anything goes, der für Tony Blair und Gerhard Schröder die Vorlage geschrieben hat. Er hat, genauso wie später die beiden europäischen Sozialdemokraten, die Partei nicht bloß aus ihrer linken Ecke gezogen. Clinton hat als Erster erkannt, dass der postideologische Wechselwähler nicht mit jener klassischen Strategie einzufangen ist, die bei der eigenen Stammklientel beginnt und sich dann bis just über die Mitte vorrobbt. Clinton hatte begriffen, dass der postmoderne Wähler nicht dem Ruf von Klasse oder Rasse, Ideologie oder Religion gehorcht, sondern der Devise von Pu dem Bären. Der wurde auf einer Party der Waldtiere gefragt, was er denn als Aufstrich vorzöge: Marmelade oder gesüßte Kondensmilch? Seine Antwort: "Beides - aber auf das Brot kann ich verzichten."

Pu der Bär will Marmeladenmilch

Der Wähler will eben beides und verschmäht inzwischen das trockene Brot der programmatischen Stringenz. Und beides hat Clinton den Wählern großzügig verabreicht. Er hat seine

Flagge links, rechts und in der Mitte in den Boden gerammt. Den Konservativen hat er fiskalische Disziplin, "Familien-Werte" und eine härtere Strafjustiz versprochen. Der Mitte hat er Steuererleichterung versprochen und der Linken eine nationale Gesundheitsversicherung und mehr Staatsausgaben. Passt nicht zusammen? Die Pu-Strategie hat prächtig funktioniert. Ebenso bei Tony Blair, ebenso bei Gerhard Schröder.

Hört man aber bei Gore genau hin, hat er die Demokraten viel dezidierter links positioniert, und das just unter einem blank geputzten Himmel, der bloß Wachstum und Wohlstand verheißt. Er wettet gegen die großen Konzerne, er verbeugt sich vor den mächtigen Lehrgewerkschaften, er verwirft school vouchers, staatlich finanzierte Gutscheine, die auch Ärmeren den Besuch teurer Privatschulen ermöglichen sollen, er wehrt sich gegen die Teilprivatisierung des Rentensystems, er will festhalten an den ultraliberalen Abtreibungsgesetzen Amerikas. Er verspricht reichlich neue Sozialprogramme und wird umso vager, wenn es um die Verteilung des anschwellenden Haushaltsüberschusses geht. Fast klassenkämpferisch klingt die Sprache des Mannes, der den Meister des Sowohl-als-auch, Bill Clinton, zu beerben sucht.

Als dessen bester Schüler geriert sich derweil der Bannerträger der Konservativen, George W. Bush. Der hat, gleichsam spiegelverkehrt zu Bill Clinton 1992, die Republikaner aus jener rechten Ecke bugsiiert, in der sie sich Anfang der Neunziger verschanzt hatten. Statt mit harscher Stimme Markt und Macht, Zucht und Ordnung zu predigen, verspricht er

Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

den compassionate conservatism, den Konservatismus mit Herz. Den Ärmern bietet er einen niedrigeren Steuereingangssatz an, den Reichen die Abschaffung der hohen Erbschaftssteuern (55 Prozent). Hier ein Programm für die kleinen Leute, etwa der Aufstieg von der Sozialwohnung in das eigene Haus, dort Steuersenkungen für die Mittelschicht. Den Schwarzen und Braunen, die unter schlechten Schulen in den inner cities leiden, will er den staatlich finanzierten Besuch einer Privatschule ermöglichen. Abtreibung? Die klassische Antwort der Rechten lautet "Nein"; bei Bush kommt sie sanfter, sorgsamer daher: Er werde nur jegliche Gesetzesvorlage abschmettern, die den Abort im dritten Trimester legalisieren will. Fortschritt bei der Rassenintegration? Der ist "noch immer zu langsam". Die großen Konzerne? Er will sie verantwortlich machen für "sauberes Wasser und reine Luft". Kurzum: Da spricht der

große Apostel der Postmoderne, der verführerische Verwalter des Sowohl-als-auch. Bloß heißt der nicht mehr Bill Clinton, sondern George W. Bush. Alle Positionen sind besetzt - links, rechts und Mitte.

Bedenkt man zudem, dass Bush seinen "Konservatismus mit Herz" in den klassischen Politik-Diskurs Amerikas kleidet - der Staat soll's nicht richten, sondern dem Bürger die Mittel zur Selbsthilfe verschaffen -, dann wird der Weg Al Gores noch steiler. Zumal, und hier wiederholt sich spiegelverkehrt das Clinton-Wunder von 1992, nicht einmal ein Aufstöhnen von der religiösen Rechten auf dem Parteitag von Philadelphia zu vernehmen war. Bush hat seine Rechte so fest am Würgehalsband wie einst Clinton seine Linke. Doch Gore, der in Los Angeles eher den Linkspopulisten gab, statt den Pu-Bären im Wähler zu bedienen, muss inzwischen fürchten, dass ihm die

Wechselwähler von der Fahne gehen, die Clinton zweimal mit leichter Hand einfangen konnte. Das jedenfalls meldet die Focus-Gruppen-Forschung.

Aber: 24 Stunden sind eine lange Zeit in der Politik, und gekämpft wird bis zum 7. November - und bis zum letzten Dollar der über zweihundert Millionen, die jede Partei in der Kriegskasse hat. Nur eines ist heute schon deutlich: Bush hat die strategischen Positionen entlang eines breiten Links-rechts-Spektrums besetzt, und Gore muss wendiger als der Hase in der Fabel sein, der keuchend hin- und herhetzte, um doch nur vom Igel zu hören: "Ick bün all hier."

Im Glanz einer perfekten Inszenierung suchen die Präsidentschaftskandidaten ein Image, das die Wähler überzeugt - von sich und ihrer Botschaft /